

Ein Schriftgelehrter wollte Jesus auf die Probe stellen und sprach: „Rabbi, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?“ Jesus stellte die Gegenfrage: „Was steht in der Tora, im Gesetz? Was liest du da?“ Er antwortete: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit allen Kräften und mit ganzem Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Da antwortete Jesus: „Was für eine gute Antwort! Tu das, so wirst du leben!“ Der Mann wollte das Gesicht wahren und erwiderte: „Aber wer ist mein Nächster?“



Da antwortete Jesus: „Ein Mensch ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel Räufern in die Hände; die zogen ihn aus, schlugen ihn, machten sich davon und ließen ihn halbtot liegen. Es traf sich, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Ebenso auch ein Tempeldiener aus dem Stamm der Leviten: Als er vorbeikam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf Reisen war, kam auch vorbei. Als er ihn sah, wurde er von Mitgefühl bewegt. Er ging zu ihm, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und verband sie, hob ihn auf sein Lasttier und brachte ihn in eine Herberge, wo er sich persönlich um ihn kümmerte. Am nächsten Tag zückte er zwei Silberstücke, gab sie dem Wirt und sprach: „Pflege ihn; und wenn es mehr kostet, zahl ich die Differenz, wenn ich wiederkomme.“ Dann fragte Jesus: „Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem zum Nächsten geworden, der den Räufern in die Hände gefallen war?“ Der Schriftgelehrte sprach: „Der barmherzig an ihm gehandelt hat.“ Da sprach Jesus zu ihm: „Also geh und handle ebenso!“ (Lukas 10, 25–37)

Liebe Gemeinde,

das Evangelium des heutigen Sonntags und die Bachkantate, die wir gehört haben, enthalten den ganzen christlichen Glauben. In Jesu Gleichnis vom Barmherzigen Samariter und dem vorausgehenden Gespräch mit einem Schriftgelehrten geht es um die Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Nach Jesu Worten ist darin alles erfüllt, was Gott von uns will. Würden wir uns daran halten, wären ein glückliches Leben, Friede in der Welt und genug Versorgung für alle die Folge. Aber weil die Liebe zu oft auf der Strecke bleibt, sind Leid und Not Teil des Lebens geworden. Und oft sind es gerade die am wenigsten Schuldigen, die hinein geraten. Hier setzt der Text der Kantate an. Er entfaltet den Glauben unter den Bedingungen der Anfechtung.

„Mein Wandel auf der Welt ist einer Schifffahrt gleich. Betrübnis, Kreuz und Not sind Wellen, welche mich bedecken. Mein Anker aber, der mich hält, ist die Barmherzigkeit, womit mein Gott mich oft erfreut.“ Der 1. Satz des Rezitativs, das wir gehört haben, beschreibt das menschliche Leben als einen Weg auf sehr schwankendem Boden. Es reitet wie ein Schiff auf den Wellen. Da kann es hoch her gehen vor Lebenslust. Auf dem Wasser zu fahren ist wunderschön. Es kann aber auch ein Sturm aufziehen und „wütenvoll schäumen“. Die Wellen können über einem zusammenschlagen. Im schlimmsten Fall kentert das Boot. Wenn es dann nicht abtreibt, weil es einen Anker hat, ist es gerettet. Wer in schweren Zeiten, in die er schuldlos hineingeraten ist, sagen kann „mein Anker aber, der mich hält, ist die Barmherzigkeit, womit mein Gott mich oft erfreut“, der ist auch im Leid noch einigermaßen gut dran. Er weiß sich festgehalten im Sturm. Er wird nicht untergehen. Er vertraut darauf, dass Gott da ist und ihn nicht fallen lässt.

Nehmen wir den Mann aus dem Gleichnis Jesu, der unter die Räußer gefallen ist, als Beispiel. Er sieht dem Tod ins Auge. Sie zogen ihn aus, schlugen ihn, machten sich davon und ließen ihn halbtot liegen. Er braucht dringend Hilfe. Es geht um's Überleben. Da kommen ein Priester und ein Levit, beide bezahlte Funktionäre der Religion, vorbei. Vermutlich kommen sie direkt vom Tempeldienst in Jerusalem. Jetzt ist Feierabend.

Sie wollen nach Hause. Sie sehen den Mann und lassen ihn liegen. Vielleicht sind sie der Ansicht, sie hätten ihren Dienst für Gott schon hinter sich und sich das Ausspannen redlich verdient. Vielleicht haben sie auch Angst, selbst in Räußerhände zu fallen. Für das Ergebnis spielt es keine Rolle. Fakt ist: sie lassen den Mann liegen. Seine Hoffnung auf Hilfe wird bitter enttäuscht.

Ich nehme an, die meisten von Ihnen kennen das Gefühl. Das Leben kann sehr grausam sein. „Betrübnis, Kreuz und Not sind Wellen, welche mich bedecken und auf den Tod mich täglich schrecken“, heißt es im Rezitativ der Kantate. Nicht immer, aber doch immer wieder einmal schlagen sie über mir zusammen. Sie kommen in Form einer tödlichen Diagnose, einer Trennung von einem wichtigen Menschen, einem beruflichen Absturz. Ganz zu schweigen von dem, was Menschen in Kriegs- und Hungergebieten durchmachen müssen. Wen es trifft, der bräuchte dringend jemanden, der sich um ihn kümmert, der ihn sieht und das Nötige für ihn tut. Und dann muss er oft genug noch die zweite leidvolle Erfahrung machen: Da ist niemand bzw. die, von denen man Hilfe erwartet hätte, tauchen ab. Sie schauen weg. Sie kennen mich nicht mehr. Solange es mir gut ging, hatte ich viele Freunde. In der Not sind sie plötzlich alle verschwunden. Im Weltmaßstab ist es nicht anders. Da sind wir allerdings auf der anderen Seite. Unsere Wirtschaftsbeziehungen mit den Schwellenländern dienen mehr unserem eigenen Gewinn als der Förderung der armen Länder.

In Jesu Gleichnis sind Opfer, Wegschauer und Helfer getrennte Personen. Im Leben sind alle drei in uns vereint. Einmal sind wir der Mann, der unter die Räußer fiel. Ein anderes Mal der Gottesdiener, der tatenlos an der Not vorbeigeht. Und wenn's gut geht sind wir gelegentlich Hilfeleistender. Das wäre die Nächstenliebe, der Weg der Nachfolge, auf den Jesus uns locken will. Wer stark ist und gut situiert und sorglos, wie Priester, Levit und Samariter, der soll sich die Not der Anderen zur Sorge machen.

Wenn er dann in die Lage kommt, selbst Hilfe zu brauchen, dann kann ihm trotzdem passieren, dass er sie von Menschen nicht bekommt. Dann heißt es, „den Kreuzstab zu tragen“. Der geht wohl an keinem Menschen völlig vorbei. Aber die Kantate musiziert einen starken Trost. Wo die Liebe der Menschen ausbleibt, tritt Gottes Liebe ein. Er sieht nicht weg. Er leidet an meinem Kummer mit. Er trägt ihn. Irgendwann kann ich ihn beerdigen. „Da leg ich den Kummer auf einmal ins Grab, da wischt mir mein Heiland die Tränen selbst ab“. Das Leben wird wieder schön. „Endlich, endlich wird mein Joch wieder von mir weichen müssen. Da krieg ich in dem Herren Kraft, da hab ich des Adlers Eigenschaft“. Und wenn das Leben irgendwann seinem Ende entgegengeht, dann ist der größte Schrecken bereits überwunden. Der Tod kommt nicht als Feind. Er kommt als der Heimathafen, als Ruhe und Seligkeit. Er bringt die ungetrübte Gemeinschaft mit Gott und denen, die zu ihm gehören: „Ich stehe fertig und bereit, das Erbe meiner Seligkeit, von Jesu Händen zu empfangen. Wie wohl wird mir geschehn, wenn ich den Port der Ruhe werde sehn“. Ein Christ glaubt, dass der Tod nichts anderes ist als die große, wunderbare Vereinigung mit Jesus Christus. Er vertraut darauf, dass auch der Kreuzstab ihn nach allen Plagen nur zu Gott führen kann, in das gelobte Land. Deshalb kann er in den Schlusschoral der Kreuzstabkantate einstimmen und dieses eindrucksvolle „Komm!“ voll Sehnsucht mitsingen. „Komm, o Tod“, denn du bringst mich zum Hafen meines Lebens, zum Ausgangspunkt und zum Ziel. „Durch dich komm ich herein zu dem schönsten Jesulein“. Ich weiß, dass aus diesen Zeilen eine Todessehnsucht klingt, die schwer in unsere Zeit passt. Kaum ein Mensch wird sie teilen. Und sie hat ja auch nur in sehr wenigen Lebensphasen Platz. Aber es gibt sie. Und sie ist psychisch deutlich gesünder als die Verdrängung des Todes. Am Sterbebett ist sie tröstlich und heilsam. Worauf sonst sollte ein auf den Tod er-

krankter Mensch hoffen als auf das Leben danach? Wollen wir ihm allen Ernstes die Illusion vorgaukeln, er könnte ewig auf dieser Welt bleiben? Oder ist die technische Verlängerung des Lebens um ein paar Wochen sinnvoller als der vertrauensvolle Blick in die andere Welt? Ich meine, Christen sind ihren Mitmenschen auch diesen Liebensdienst schuldig. Und dazu müssen wir uns dem Gedanken an den eigenen Tod stellen.

Ich stelle noch einmal die Beziehung zu dem Barmherzigen Samariter her. Seine Nächstenliebe bestand im Tun. Er leistete konkrete Hilfe. Genau so sollst du handeln, sagt Jesus am Ende der Geschichte zu seinem Gesprächspartner. Er sagt es als Antwort auf die Frage: Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben? Das richtige Tun und die Sehnsucht nach Frieden in Gott schließen sich nicht aus. Sie gehören zusammen. Aus der spirituellen Begegnung mit Gott wächst die Kraft, sich den Menschen zuzuwenden. Gottesliebe und Nächstenliebe sind kommunizierende Röhren. Die Energien fließen ineinander oder sie fließen gar nicht. Gott halte sie in uns am Leben! Amen.

*Ursula Seitz,  
Kirchenberg 13, 90482 Nürnberg, Ursula.Seitz@t-online.de*